

Mehr Geld macht Kinder nicht automatisch klüger

Es gibt Kantone mit günstigen Schulen und ausgezeichneten Schülern – und es gibt die anderen

KATHARINA FONTANA

Wer als Politiker mehr Geld für die Bildung fordert, steht auf der sicheren Seite. Bildung ist der Bevölkerung lieb und teuer. Jeder Franken sei gut investiertes Geld, so das Mantra. Und investiert wird kräftig. Noch nie wurde so viel Geld in die Bildung gesteckt wie heute, gerade auch für die obligatorische Schule. Die Ausgaben vom Kindergarten bis zur neunten Klasse haben in den letzten zwei Jahrzehnten deutlich zugenommen – nicht nur in absoluten Zahlen, was erwartbar ist, sondern auch pro Kind. Der reine Personalbedarf pro Schüler beträgt heute im Schnitt 14 452 Franken und liegt damit um mehr als 50 Prozent höher als noch vor 20 Jahren. Die Aussage, dass die Volksschule «kaputtgespart» werde, wie bei Budgetdebatten immer wieder einmal zu hören ist, erscheint vor diesem Hintergrund mehr als schräg.

«Billige» Kantone an der Spitze

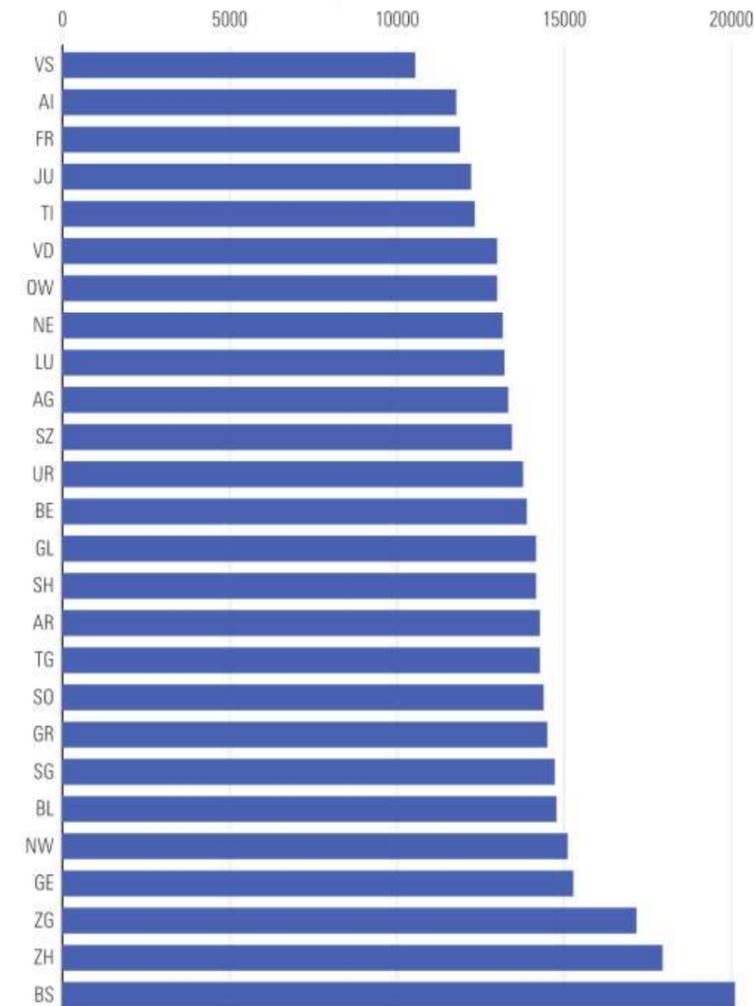
Eine andere Frage ist, welchen Effekt das viele Geld hat, das neben den eigentlichen Lehrerlöhnen auch für Sozialarbeit, Schulhäuser, Integration und anderes ausgegeben wird und ob es sich in den Leistungen der Schülerinnen und Schüler niederschlägt. Aus internationalen bildungsökonomischen Untersuchungen weiss man, dass mehr Geld nicht automatisch zu besseren Resultaten führt. Auch die Pisa-Ergebnisse zeigen, dass es Länder mit teurem Bildungssystem gibt, die schlechter abschneiden als günstigere Länder.

Dasselbe Bild zeigt sich für die Schweiz. So waren im Wallis die Personalausgaben pro Schüler im Jahr 2020 mit rund 10 500 Franken halb so hoch wie in Basel-Stadt. Gleichzeitig gehören die Schüler im Wallis schweizweit zu den besten und jene im Stadtkanton zu den schlechtesten. Das zeigt die Überprüfung der Grundkompetenzen (ÜGK), die im Auftrag der Erziehungsdirektorenkonferenz 2016 und 2017 durchgeführt wurde – sozusagen die helvetische Pisa-Version, die zeigt, wie gut die nationalen Bildungsziele erreicht werden. Konkret ging es um die Mathematikkenntnisse am Schulende und die Sprachkenntnisse am Ende der Primarschule. 2023 und 2024 sollen die nächsten ÜGK-Runden folgen.

Die besten Resultate sowohl bei Sprache (siehe Grafik) wie in Mathematik erzielten ausgerechnet die Schülerinnen und Schüler aus Kantonen mit vergleichsweise günstigen Schulsystemen, wie dem Wallis, Freiburg oder Appenzell Innerrhodan. In der Mathematik, wo gesamtschweizerisch gesehen lediglich magere 62 Prozent der Schüler die

Basel-Stadt hat die teuersten Schüler

Personalaufwand pro Schüler für die obligatorische Schule nach Kanton, 2020

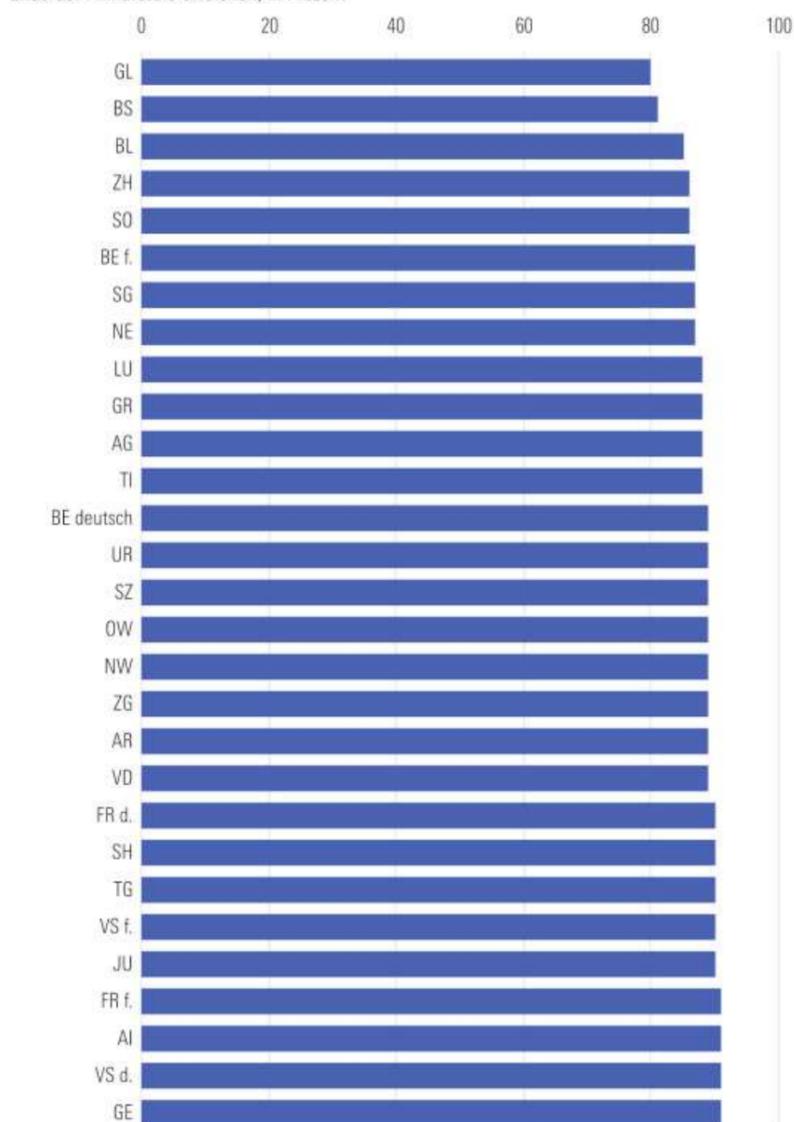


QUELLE: BFS (ÖFFENTLICHE BILDUNGS-AUSGABEN [ÖBA], SCHÜLER UND STUDIERENDE); EFV (FINANZSTATISTIK)

NZZ / art.

Glarus schneidet am schlechtesten ab

Anteil der Schüler, welche die Grundkompetenzen im Lesen in der Schulsprache Ende der Primarstufe erreichen, in Prozent



d. = deutsch, f. = französisch

QUELLE: BFS (ÖFFENTLICHE BILDUNGS-AUSGABEN [ÖBA], SCHÜLER UND STUDIERENDE); EFV (FINANZSTATISTIK)

NZZ / art.

Grundkompetenzen erreichten, zeigten sich besonders grosse Unterschiede: In den erwähnten Spitzenkantonen lag der Anteil der erfolgreichen Schüler bei über 80 Prozent, während es in Basel-Stadt lediglich 43,5 Prozent waren.

Woher die frappanten Unterschiede rühren, ist nicht klar. Merkmale wie die soziale Herkunft, die zu Hause gesprochene Sprache oder der Migrationsstatus der Schüler wurden differenziert ausgewertet. Diese Merkmale zeigten zwar laut ÜGK-Bericht einen gewissen Effekt, konnten die kantonalen Differenzen aber nicht erklären.

Die Gründe müssen also (auch) woanders liegen. Topkantone wie das Wallis betonen, dass man bei den Schulreformen eine gewisse Zurückhaltung geübt habe. In Basel-Stadt stellte die Kantonsregierung lapidar fest, dass das unterdurchschnittliche Abschneiden nicht mit der Zusammensetzung der Schülerschaft erklärt werden könne: Die Motivation und die Lernfreude seien in anderen Kantonen signifikant höher und das Ausmass an Unterrichtsstörungen signifikant tiefer.

Unterschiede bei Klassengrösse

Erstaunlicherweise wird über das Kosten-Nutzen-Verhältnis und die Effizienz der Schule nur wenig gesprochen. Bildungsfunktionäre wiegeln meist ab und argumentieren, der Vergleich von Ausgaben und Schulleistung sei schwierig, wenn nicht gar unzulässig, die kantonalen Schulsysteme seien zu heterogen. Es gebe zu wenig gesamtschweizerische Daten, um verlässliche Aussagen zur Effizienz der Schule zu machen, heisst es etwa im Bildungsbericht 2023.

Tatsächlich gibt es zwischen dem Schulunterricht beispielsweise in Obwalden und jenem in Genf Unterschiede. Das zeigt sich etwa bei der Stundenzahl: Der jährliche Durchschnitt liegt in der Primarschule bei rund 820 Stunden. In Obwalden sind es 6 Prozent weniger, in Genf dagegen gut 10 Prozent mehr. Die Obwaldner Kinder erhalten in der Primarschule gesamthaft rund 830 Stunden weniger Unterricht als diejenigen im Kanton Genf. Bei den Leistungen schneiden die Obwaldner allerdings ähnlich ab wie die Genfer.

Bei den Klassengrössen gibt es ebenfalls Differenzen. Der Durchschnitt in der Primarschule lag 2020/21 bei 19,1 Schülern. Am wenigsten Kinder pro Klasse hatte es in Graubünden, der Schnitt betrug 15,3 und lag damit mehr als 5 Kinder unter dem Zürcher Durchschnitt, wo es mit 20,6 Schülern die grössten Klassen gibt. Die Klassengrösse sagt allerdings noch nichts darüber aus, wie viele Kinder auf einen Lehrer kommen; häufig sind mehrere Lehrkräfte gleichzeitig im Klassenzimmer anwesend. Im gesamtschweizerischen Mittel sind es knapp 15 Schüler, für die eine Lehrkraft im Vollzeitpensum zuständig ist. Im Wallis oder in Freiburg sind es mehr, in den beiden Basel ist die Betreuung deutlich dichter und die Zahl der Schüler pro Lehrer tiefer.

Studie stellt Vergleiche an

Die kantonalen Unterschiede sind aber kein überzeugender Grund, sich nicht mit der Effizienz der Schule zu befassen und Vergleiche anzustellen, wie eine qualitativ hochstehende und gleichzeitig kostenschonende Bildung aussehen kann. Eine kürzlich publizierte Studie des Instituts für Wirtschaftspolitik (IWP) an der Universität Luzern hat genau das versucht. Die Autoren haben die Kantone vergleichbar gemacht, indem sie die Zusammensetzung der Schülerschaft (Herkunft, Sprache) einbezogen und Faktoren wie die Klassengrösse oder die Anzahl Sprachlektionen berücksichtigt haben.

Ihre Schlussfolgerung ist eindeutig: Es gibt keinen statistisch nachweisbaren Zusammenhang zwischen höheren Aus-

Erstaunlicherweise wird über das Kosten-Nutzen-Verhältnis und die Effizienz der Schule nur wenig gesprochen.

gaben pro Schüler und der Wahrscheinlichkeit, dass die Schüler die Grundkompetenzen im Lesen am Ende der Primarschule erreichen. Oder salopp gesagt: Mehr Geld führt nicht zu klügeren Schülern. Das heisst nicht, dass die Mittel, welche die Kantone für die obligatorische Schule aufwenden, nichts fruchten; vielleicht sind Schüler in teuren Kantonen zufriedener mit ihrem Schulhaus, dem Mittagsmenu oder dem Geografieunterricht.

Doch für das Lesen, das immerhin eine Schlüsselkompetenz für eine erfolgreiche Schulkarriere ist, ist das Geld nicht entscheidend. Auch Kinder aus bildungsfernen Familien profitieren laut den IWP-Autoren nicht davon, in Kantonen zur Schule zu gehen, wo die Ausgaben pro Schüler hoch sind. Wichtiger als die Höhe der Ausgaben, so folgern sie, sei die Art, wofür die Mittel ausgegeben würden. Es würde sich lohnen, hier in die Tiefe zu gehen.

Meiste Risikoschulen in Glarus

Weiter bestätigt die Studie, was andere Erhebungen bereits gezeigt haben und was auch nicht überraschend ist: Kinder, die zu Hause nicht die Unterrichtssprache sprechen, tun sich in der Schule schwerer als die anderen und haben ein grösseres Risiko, die Bildungsziele nicht zu erreichen. So hat ein ausländischer Schüler der ersten Generation eine um 7,9 Prozentpunkte geringere Wahrscheinlichkeit, beim Lesen das geforderte Niveau zu erreichen.

Eine andere Frage ist, wie viele fremdsprachige Kinder es pro Klasse verträgt, ohne dass der Unterricht und die Leistungen leiden. Gemäss Forschung gibt es einen Kipfeffekt, der sich bei 20 Prozent bewegt. Ab diesem Anteil von fremdsprachigen Schülern zeigen sich häufig negative Effekte, ihre eigenen Leistungen verschlechtern sich. Und hat es in einer Klasse mehr als 40 bis 50 Prozent Fremdsprachige, so beeinflusst dies auch die schulischen Leistungen der übrigen Kinder negativ.

Laut dem Bildungsbericht 2023 weisen in der Schweiz 11 Prozent der Sekundarschulen einen Anteil von über 30 Prozent fremdsprachigen Kindern auf und gelten damit als Risikoschulen. Die Unterschiede zwischen den Kantonen sind erheblich. Die höchste Quote (Schuljahr 2019/20) weist der Kanton Glarus auf, dort gibt es in knapp 40 Prozent aller Schulen mehr als 30 Prozent Fremdsprachige. Ihm folgen Solothurn und Genf. Trotz dem höheren Ausländeranteil hat Basel-Stadt weniger Risikoschulen, was darauf hindeutet, dass sich die fremdsprachigen Kinder dort auf einzelne Schulhäuser konzentrieren.

Der reine Personalbedarf pro Schüler beträgt heute im Schnitt 14 452 Franken und liegt damit um mehr als 50 Prozent höher als noch vor 20 Jahren.